

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 49 — Sonntag (2. Advent), den 4. Dezember 1938

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

☆☆☆



Von der Schneeberger Weihnachtsschau

☆☆☆

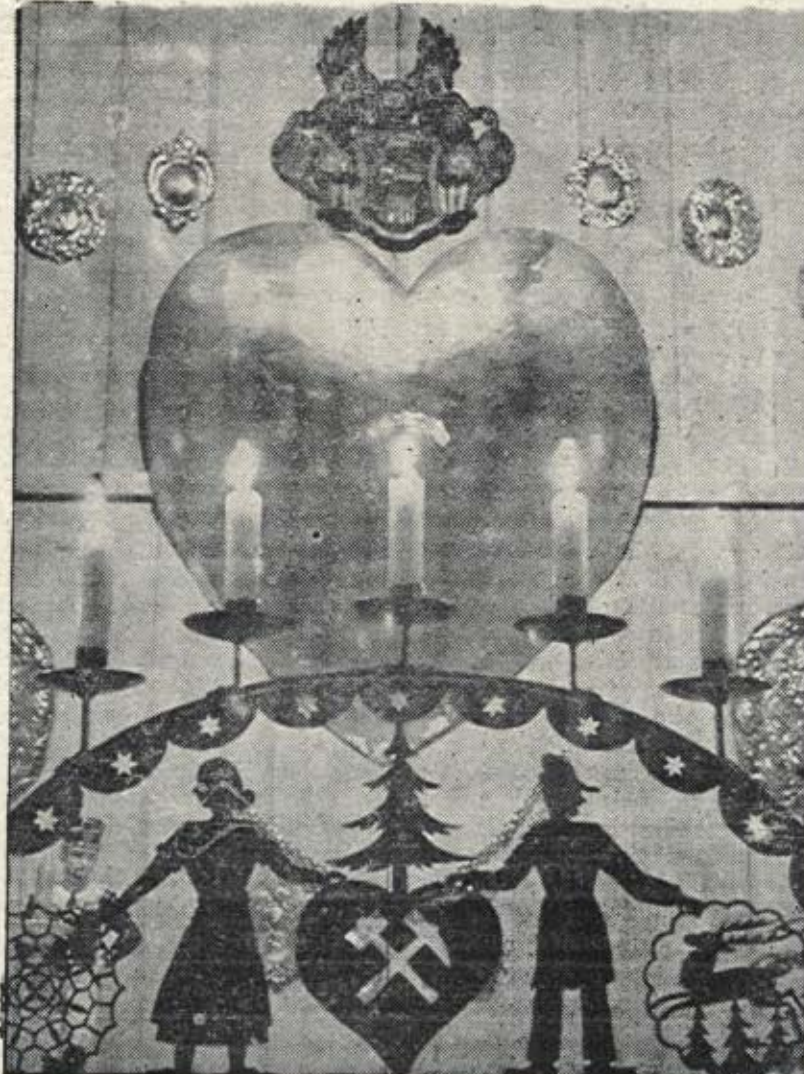


Kurt Arnold Findeisen erzählt von der alten Silberstadt.

Schneeberg, die Stadt meiner Ahnen, ist vor einem halben Jahrtausend infolge einer wunderbaren Freigebigkeit der Natur entstanden. Wohl hatten Bauern und Zinnseifer, aus dem Frankenland zugewandert, schon seit dem 12. Jahrhundert gewußt, daß die Gegend reich an brauchbaren Erzen war. Aber erst um 1450 herum erscholl das große Geschrei: Der Schneeberg ist fündig! Der Fels hat silbernes Gedärm! Am Abhang streicht das edle Erz zu Tage aus! — Als bald zog Volk heran aus allen vier Winden der Welt, auf allen Straßen und auf allen Seitenwegen, Volk aus Dörfern und Städten der Umgebung und Volk aus der Fremde, Volk mit Schlegel und Eisen, das bereits anderswo nach Erdschätzen gewühlt hatte, und Volk, das nicht wußte, wie eine Hade anzufassen wäre, Volk, ehrenfest und getreu, dem die Arbeit seiner Hände heilig war, wo immer sie auch betrieben wurde, und Volk, abenteuerlich und lichtfeu, das im Trüben zu fischen gedachte, alle aber mit einem hoffenden Schein über den Augen, der ihre Gesichter verschönte, alle lieblich angehaucht vom Märchen vom Glück. Für viele von ihnen hat sich der Märchenraum dann auch erfüllt. Waren doch schon nach wenigen Jahren (1478) innerhalb der hölzernen Stadtschranken 17 Zechen in Betrieb, außerhalb der Schranken 110. Sie hießen entweder nach den Fundgräbern, denen sie gehörten, oder sie beriefen sich auf Patrone wie Sankt Wolfgang, den Schuhherrn des Bergbaus, oder auf andere Heilige und denn auch durch sinnlosen Raubbau und durch die immer wieder einfallenden Wasser die Ausbeute zu Zeiten stark ge-

schmälert wurde, so blieb es doch kein Geheimnis, daß um den Schneeberg herum die Krösusse wie die Pilze aus der Erde schossen, und daß Herzog Albrecht, der Landesherr, gelegentlich seiner Einfahrt in die Sankt-Georgen-Zechen, die ergiebigste von allen, auf einer Silberstufe gespeist habe, die viele Zentner wog. — Die junge Stadt blühte in einer Weise auf, die man in späteren Zeitaltern amerikanisch nannte. Stattliche Häuser aus Stein umstanden bald Märkte und Gassen; eine eigene Münzstätte wurde gegründet, eine vernünftige Bergordnung fing an, die Ausbeuten zu regeln, an „Privilegien“ und „Freiheiten“ war kein Mangel und als weithin sichtbares Zeugnis machtvollen Reichtums, den man, wenigstens äußerlich, dem Himmel zu danken wußte, wuchs von 1516 bis 1540 die gemauerte Riesenkirche, die heute noch Stadt und Land-

schaft beherrscht: St. Wolfgang. Den Namen des katholischen Schuhheiligen übernahm mit dem Bau die Reformation. Ein gigantisches Rechteck aus grauem Stein, doppelt so lang als breit, wuchet auf der Höhe des Bergrückens. Ein mächtig vieredriger, nicht überhoher Turm mit barocker Haube, der westlichen Schmalseite vorgelagert, reißt den Blick empor. Seine Ausmaße haben etwas schlechthin Gebieterisches. Ohne weiteres glaubt man, daß die drei Glocken, die er beherbergt, zusammen über 200 Zentner wiegen und daß der offene Raum in der Laterne, oberhalb der Wohnung des Türmers, zur Weihnachtszeit mehr als fünfzig Sänger, dazu die Musikanten der Bergkapelle mit Posaunen, Trommeln und Pauken zu fassen vermag. Dem Äußeren der großartigen Kirche ent-



„Das silberne Herz der Stadt Schneeberg“ — Sinnbild der Weihnachtsschau (Photo: J. Schulze, Bildberichterst. i. RDP, Chemnitz, Zietenstr. 1.) daselbst.

☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆

☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆

spricht das Innere. Hier ist das weite Biered durch zehn schlank und frei strebende Säulen, die schon unter der Erde verbunden sind, in drei Längsschiffe aufgeteilt. Ein Emporenungang schwingt sich mit leicht gegliederter Brüstung unter den spitzbogigen Fenstern hin. Auf den Kreuzgurten des Rippenwerks, das von den Säulenknäusen ausstrahlt, palmenwedelgleich, schwebt das Gewölbe. Auf sechs korinthischen Holzsäulen stützt sich der barocke Altar. Bildtafeln von der Meisterhand des älteren Lukas Cranach schmücken ihn. Wenn sich früher am Tag des berühmten Bergfestes mitten im Sommer sämtliche Bergbelegschaften des Bezirks in stattlicher Paradertracht versammelten, und dann, untermischt mit Orgelklängen, die alten Bergchoräle von den Wänden widerhallten, war eine der beiden großen Stunden der Kirche gekommen. Die andere fiel in die Nacht vor dem ersten Weihnachtsfeiertage. Da pilgerten weit

her die Menschen, alte und junge, mit brennenden Lichtern; die setzten sie vor sich auf Bank und Brüstung. Neben dem Altar schimmerten mächtige Lichterbäume. Die ganze Kirche war ein Lichtermeer. Auf der Orgel leuchtete aber erschien der Junge, der in der Stadt die schönste Stimme hatte: der sang, vom Kantor auf der Orgel begleitet, sein frommes Lied. Dann ging man durch den nächtlichen Morgen mit seinem Lichtstümpfchen, und siehe, aus allen den kleinen Häusern fiel wieder Kerzenschein; diesmal fiel er feierlich in den Schnee; denn innen auf den Fensterstöcken waren holzgeschnitzte Engel und Bergleute aufgestellt, die hielten ebenfalls brennende Kerzen in den Händen; und dann wußte man, soviel Lichterengel herauschauten, soviel kleine Mädchen gab es im Hause, soviel Bergmänner funkelten, soviel Buben waren vorhanden. — Ich habe das Glück gehabt, diese großen Stunden von Sankt Wolfgang noch ohne Einschränkung mitzuerleben, als ich in Schneeberg buntmütziger Schüler war. Es ist schon lange her, da habe ich denn damals Gelegenheit gehabt, der alten Bergstadt tief ins Herz zu sehen; denn nur der, der sie in ihren größten Stunden erlebt hat, versteht sie ganz. Der versteht den eigentümlichen Silberglanz, der manchmal noch heute auf ihren schiefergrauen Dächern liegt, der versteht den Geruch ihrer Schornsteine und die Stimme ihrer verrosteten Wetterfahnen; der schmeckt ihre einstige Größe in jedem Trank und jedem Bissen, den er in ihren noch immer gastlichen Mauern zu sich nimmt; den g-moll-Dreiklang ihrer ehrwürdigen Glocken weiß er aus dem Fundament zu deuten. Und manche der Schatten, die im Mondlicht geisterhaft um die Ecken gleiten, kennt er bei Namen. Etwa einen in der kargen Tracht der Reformationstheologen, den ehrwürdigen Magister Nicolaus Hausmann, von dem Luther als von seinem getreuesten Freunde sagte: „Was wir lehren, lebt er.“ Etwa einen in gepudelter Staatsperücke, den gelehrten Professor Ambrosius Lobwasser, der als erster die Psalmen in Versen aus dem Französischen ins Deutsche übersehte. Etwa einen in Dreispitz, blauem Frack und Reitstiefeln mit gelben Schäften, den siebenunddreißigjährigen Minister Johann Wolfgang Goethe, der hier von der Hofdame Charlotte von Stein in der Reisetutsche Abschied nahm, um in Italien ganz er selbst zu werden. Etwa einen in der Studenten-tracht der Romantiker, den jungen Robert Schumann, der hier bei seinem älteren Bruder und dessen stillgestorbener Frau unvergeßliche Sommerträume träumte. Etwa einen mit blanken Knöpfen, in blauer Montur mit roten Aufschlägen, meinen eigenen Großvater, der beim dritten Bataillon des sächsischen Infanterieregiments Prinz Friedrich August, das bis 1877 hier in Garnison lag, Unteroffizier und Fahnenträger war.

Von Schatten und Gestalten wimmelt es in der alten Silberstadt für den, der ihr geheimstes Wesen kennt. Aus dem Stammhaus deren von Schnorr von Carolsfeld am Mark. aus

dem „historischen“ Fürstenhaus am Fürstenplatz, aus manchem Tor- und Fensterbogen in der Zobelgasse, in der Rosakengasse, am Frauenmarkt und am Drachentopf blicken ihn vertraute Gesichter an: und warum im ehemals van Rassel'schen Haus seit mehr als hundertfünfzig Jahren hoch oben im Giebel ein steinernes Männlein steht, das unter jedem Arm einen Brotlaib trägt, davon weiß er zu berichten. Jedenfalls ist die alte Silberstadt Schneeberg drüben im Erzgebirge eine besondere Stadt, und es ist kein Zufall, daß die Partitur von „Figaros Hochzeit“, die der göttliche Mozart für die Ewigkeit geschaffen, eine Zeitlang gutverwahrt in einem ihrer Häuser gelegen hat. Noch heute weht durch ihre Kammern und Stuben, über ihre Bassen und Plätze für seine Ohren ein Klingen, drin etwas von unvergänglicher Schönheit lebt.

Die Schneeberger Weihnachtschau, die uns das Heimatwerk Sachsen in diesem Winter beschert, wird den Zauber dieser Bergstadt atmen; sie wird uns erzählen von alter und neuer Zeit, vom Glück der Menschen, die, wie einst so heute, am Feierabend zu Künstlern werden.

Einige Aufnahmen von Ausstellungstücken der Schneeberger Weihnachtschau finden unsere Leser auf der letzten Seite der vorliegenden Heimatblattausgabe.



Deutscher Advent

Weihnachtliche Vorfreuden.

Das Jahr geht seinen dunklen und längsten Nächten entgegen, und jeder der vier Adventssonntage vor Weihnachten hat seine eigene Bedeutung, ist überall im deutschen Lande einem eigenen, zaubervollen Brauchtum geweiht. Die Rauhnächte stehen vor der Tür, in denen nach altem Volksglauben die bösen Geister ihr Unwesen treiben, und eine ganze Reihe vieler Bräuche und Sitten in dieser Zeit zielt darauf hin, sie zu vertreiben und ihnen den Varaus zu machen. Daneben geht die Sehnsucht nach dem Licht in der Winternacht, das der Finsternis Herr wird. Am ersten Adventssonntag aber macht sich bereits ein schwaches Leuchten bemerkbar; das erste Lichtlein flammt auf auf dem grünen, buntbehängten Adventsfranz. Es flackert noch schüchtern und unsicher, als müsse es erst heimlich werden in der Umgebung, bevor es seine Flamme voll entwickeln kann. Die Augen verfolgen es aufmerksam, mit erwachender Freude, die stärker und stärker wird. Ein feiner Duft zieht durch das Zimmer; das Knistern der Flamme ist wie ein leises Flüstern, wie ein Raunen, das tiefe Seligkeit nur leise anzudeuten wagt. Es riecht nach Weihnachten, und wer ließe sich nicht gern einfangen von der weihewollen Stimmung dieser Adventszeit. Die Dämmerung spinnt ihre Schleier und zieht sie über graue Alltagsorgen. Die kleine Flamme leuchtet lange genug, um die Stimmung wach zu halten; auch das Lichtlein für den nächsten Adventssonntag ist bereit, und in der Zwischenzeit können die Vorbereitungen beginnen, um das schönste Fest des Jahres würdig zu begehen.

Die kleinen Schuhe warten

Die Nacht vom 5. zum 6. Dezember aber gehört dem Nikolaus, der im Norden Deutschlands den Namen Knecht Rupprecht trägt. Überall kennen ihn die Kleinen gut, den Alten mit dem langen, weißen Bart, den buschigen Brauen und den freundlichen Augen. Am Tage seines Einzugs stellen sie die kleinen Schuhe vor die Tür, damit er sie mit Pfeffernüssen und den Bekereien der Jahreszeit fülle. Diese Dinge erscheinen wie Köstlichkeiten, die es in keinem Laden zu kaufen gibt; sie stammen nach altem Rinderglauben aus dem Zauberland Rupprechts, das nur für die Kinder arbeitet. Theodor Storm hat die Stimmung dieser Zeit in seinen wunderbar anheimelnden Versen eingefangen; er erzählt darin, wie Knecht Rupprecht mit dem Auftrage

des Christkinds, die Kinder zu erfreuen, auf die Erde kommt:
„Knecht Rupprecht“, rief es. „alter Gesell,
Hebe die Beine, und spule Dich, schnell,
Die Kerzen fangen zu brennen an,
Das Himmelstor ist aufgetan.“

Zwischen Nikolaustag und Weihnachtsabend aber liegt noch eine Spanne Zeit, in der die fleißigen Hände, die das deutsche Weihnachtsfest vorbereiten, nicht ruhen dürfen.

Wunder der Krippenkunst

Da werden nicht nur im Erzgebirge, wo sie vor allem zuhause sind, sondern auch in vielen anderen Gauen die „Krippenschauen“ eröffnet, gewöhnlich bereits am ersten Adventsontag. Es sind die Wunderwerke der Holzschnitzer die nach jahrhundertaltem Brauch in geduldiger Arbeit die Weihnachtskrippen schnitzten. Das 18. und der Anfang des 19. Jahrhunderts waren die große Zeit der Weihnachtskrippen. Es wurden damals Krippen geschaffen, deren künstlerischer Wert noch heute anerkannt ist.

In vielen Teilen Deutschlands lebte eine ganze Anzahl von Bildschnitzern, die sich besonders mit diesem Zweig weihnachtlicher Volkskunst beschäftigten. Nicht nur berufsmäßig, vor allem auch im Kreise der Familie wurden Krippen hergestellt. Das ganze Jahr hindurch wurde gesammelt: Moos, Steine, Stoffreste, Baumrinden u. geeignete Holzstücke. Aus diesem einfachen Material entstand dann als Frucht langer Winterabende das Wunderwerk, das zum Weihnachtsfest gehörte wie der geschnitzte Tannenbaum. In jedem Hause wurde von Weihnachten an die Krippe ausgestellt. Prachtig ausgestattete Krippen waren ein gesellschaftliches und familiäres Ereignis, man machte sich Krippenbesuche und gestaltete sie zu kleinen Feiern aus, mit Gesang und Deklamationen. Ein Stück Kindheitspoesie verwob sich unlöslich mit der feierlichen Stimmung, die von der Krippe ausging. Es gab eigentlich nichts, was man nicht als Krippenbeiwert einzuschmuggeln verstand: Der Zug der heiligen drei Könige mit ihrem Gefolge und der zahlreichen Begleitung von Pferden, Hunden, Kamelen, bot willkommenen Anlaß zu reicher Darstellung. Da waren z. B. die Hirten mit dem Vieh: große Herden, Kinder, Schafe, Ziegen. Man sah sie auf den Baldwiesen lagernd, springend, fressend; man sah Böcke und Stiere miteinander kämpfen. Auch das Gekier des Waldes fehlte nicht, wie Hirsche, Rehe, Hasen, das allein ein unendliches Gebiet für die Tierbildschnitzer darstellte. Dem Zuge der Hirten schloß sich das Volk an. Volkstypen und Volkstrachten waren besonders auch bei den italienischen Krippen beliebt. Dann die Landschaft, in der auch die Bauwerke eine besondere Rolle spielten. Ganze Städte, mit Häusern, Palästen und Kirchen. Der Markt bildete den Mittelpunkt mit seinem bunten

Menschengewimmel. Da lag Gemüse und Obst aufgeschichtet, und das ganze bunte Treiben war mit einer Echtheit dargestellt, die noch heute höchste Bewunderung erregt. Nach den oft unklaren Vorstellungen der Verfertiger mischte sich da vieles durcheinander: heimatische Gebirgsgegenden und orientalische Landschaft; deutsche Bauernhäuser zwischen Palmen und Pinien. Im Nationalmuseum zu München stehen diesen Krippenwundern fast tausend Quadratmeter Ausstellungsfläche zur Verfügung.



Alles Haus in der Bergstraße Oberwiesenthals.

Deutschland sah man sie, sobald die Dunkelheit hereingebrochen war, einst oft durch die Straßen ziehen.

Humoristische Ecke



Gutshof am Fichtelberghang.

Unter Freundinnen.

„Mir schaudert's, wenn ich an meinen dreißigsten Geburtstag denke.“ — „Aber was ist denn da damals passiert?“

Vergetoppert. „Komm doch morgen zu uns zum Abendessen.“ — „Gern. Ist es eine größere Gesellschaft?“ — „Nein, nur du und ein paar anständige Menschen.“

Es geht auch so. „Immer gewinnen Sie beim Stat. Da gehört wohl eine gehörige Portion Intelligenz dazu.“ — „Das weniger. Nur 3 wei Dumme.“

Ausgleich. Piesekes sind im Theater. Bei der Ballettscene hat der Mann dauernd das Opernglas vor den Augen, bis seine Frau ihn empört anstößt und meint: „Schäme dich, Piesek!“ — „Laß mich doch,“ meint der gemüthlich. „Nachher bei den Männern bist du dran.“

Zart. Die Nachbarin kam zu Meta, abends zehn Uhr: „Können Sie mir, bitte, Ihren Teppichklopper borgen?“ — „Leider nein. Mein Mann wird heute selbst spät nach Hause kommen.“

Darauf kommt es an. „Mein Fräulein, Sie würden mich glücklich machen, wenn Sie mein Los mit mir teilen wollten!“ — „Wieviel haben Sie denn gewonnen?“

Dienst am Kunden. Kunde: „Ich möchte rasirt werden. Ich sehe schon aus wie ein Stachelschwein.“ — Friseurgehilfe: „Run, die Stacheln werden wir bald fort haben.“

Gesprenzte Fesseln oder: Ein Land ringt um die Freiheit

Erlebtes aus den Tagen der Befreiung des Sudetenlandes.

(1. Fortsetzung und Schluß.)

Die schmucken Häuflein, die sauberen Straßen und die hübschen Mädels lobten sie immer wieder. Nun fühlten sie sich endlich wohl, da sie in dieser Stadt so lieb und gastlich aufgenommen wurden. Sie wollten auch die kurze Zeit ihres Daseins richtig nützen! Zu zweit und zu dreien stiefelten die langen Kerle über das Pflaster. Alles andere im Quartier abgelegt, schlenderten sie, ihr Krähchen schief auf dem Scheitel, auf den Fußsteigen der Bahnhofstraße auf und ab, blieben vor den Schaufenstern stehen, machten ihre Witze und drehten sich oft nach den Mädels um, die, aufgepugt, mit fiebernden Wangen und schüchternen Blicken wie um die Wette straßauf und straßab sträufelten. Es gibt doch auch nichts Schöneres als das Blickeschen und Schöntun mit so forschenden, grauen Jungens! — So bot die Stadt ein

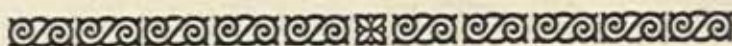
buntes, frohgestimtes Treiben. Es glück einem rechten Soldatenbummel in der Garnison. Für den Abend war auf dem Marktplatz Konzert angesetzt. Da machte sich alles auf die Beine. Kinder tollten mit den Soldaten herum. Mädchen wiegten hin und her und schlugen scheu die Augen nieder, wenn ihnen die Soldaten etwas zuflüsterten. Schnell aber warfen sie den Kopf nach rückwärts und guckten, wohin die Jungens wohl gingen. Ältere Herrschaften standen im Umkreis, Arm in Arm verschlungen und lauschten begeistert den zackigen Marschweisen. Bergangene Zeiten wurden in ihnen lebendig, und die eigene Dienstzeit tauchte in ihrer Erinnerung auf. Ja, ja, es leben die Soldaten so recht von Gottes Gnaden. . . ! Durch den späten Abend ertönte der Zapfenstreich. Die Straßen leerten sich. Nur hin und wieder hörte man an den Ecken und im Dunkel der Haustüren noch ein Pärchen flüstern. — Nachts gegen 2 Uhr wurden einige Kompanien alarmiert. Fahrzeuge ratterten durch die Straßen, und in der Dunkelheit fuhren Soldaten durch kahle Wälder nach Eger. Der Führer sollte dort eintreffen. Da mußte seine Leibstandarte unbedingt dabei sein. Adolf Hitler zog an der Spitze seiner Truppen ins befreite Egerland ein.

Der kommende Tag verlief in Ruhe. Die Stadt glück einem Heerlager. Straßen, Gassen und Plätze waren vollgestopft mit Panzerwagen, Tanks, Munitionswagen und zahllosen Motorrädern. Die Gulaschkanonen rauchten. Soldaten liefen in ihren Drillhosen heram, hantierten an den Fahrzeugen, pumpten Gewehre und neckten sich mit den Kindern. Andere bummelten durch die Stadt, ihren Photo in der Hand. Viele kletterten über den Berg und bestiegen die Sprungschanze, trieben tolle Streiche und tobten sich aus wie Jungvögel auf der Koppel. Mitten im Wald hatte sich ein Fahrzeug in den niederen Nichten festgerammt. Mit Hau-Ruck versuchten fünf Kerle es wieder mobil zu machen. (Ich glaube, jetzt wird es ihnen gelingen sein; damals sah es noch nicht so aus!) Am Nachmittag stellten sich die Kompanien zur Dienstaussgabe. Unten in Wittigsthal stand die Kompanie genau ausgerichtet drüben auf der Wiese am Stadtbad. Straffe Soldatenlieder klangen auf. Die junge Mannschaft des Führers, seine Sturmtruppe und Glaubenskinder bekannten in den Liedern ihre Treue und Liebe zu dem Manne, dessen Namen sie mit Stolz trugen. Eifern dröhnte der Gesang aus 120 jungen Männerkehlen. Kinder und Erwachsene umsäumten die Wiese. Scharf beobachteten sie jede Bewegung des Kompanieführers. Nicht das geringste ließen sie sich entgehen. Ihre Füße waren vom langen Stehen eisalt. Sie traten von einem Bein aufs andere. Die Gesichtstrugen rote und blaue Spuren. Aber sie standen und hielten aus.

Es war gegen 8 Uhr am Abend. Eifige Luft piffte über die Höhen. Eine endlose Lichterreihe tauchte oben bei der Grenzlandbaude auf. Die Wagen fuhren die Bergstraße herein. Einer eng hinter dem andern. Langsam rollten sie an uns vorbei. Die Egerfahrer kamen zurück. Die Fahrzeuge überfüllt mit Blumen, sowohl außen und innen. Auf den Gewehrläufen und von den Stahlhelmen prangten knallgelbe

und dunkelrote Dahliensterne, und Asten in allen Farben leuchteten bunt im Scheinwerferlicht des dahinterfahrenden Wagens. Drauf hochten die Männer, ungeküßt, die Schutzbrille vor den Augen, den Krägen bis über die Ohren geschlagen, aneinandergeschmiegt und sich gegenseitig wärmend. Die Fahrt war weit und der Abend kalt. Aber sie hatten ihren größten Tag erlebt. Eger hatte sie mit Blumen überschüttet. —

In den Wirtshäusern ging es hoch her. Überall saßen die grauen Jungen. Bei gutem Bier und frohem Lied verfloßen die kurzen Stunden. Bald mußten sie von dem Städtchen Abschied nehmen, und sie hatten doch so liebe Menschen hier oben in der Bergstadt angetroffen. Dazu ein sauberes, weiches Lager, auf dem sie sich gründlich ausschließen konnten. Ein reich gedeckter Tisch mit knusprig feinen Sachen von zarten Händen zubereitet und mit süßen Blicken dargereicht. Mehr wünschten sich die Soldaten nicht. Das aber verstanden doch die Mädels sehr gut, das dunkle, schlanke Hannel und das hübsche, blonde Annel. Und wie haben's ihnen die Soldaten reich gekant! — Draußen auf den Straßen vor den Gaststätten erscholl immer noch lautes Lachen. Truppweise suchten sie ihre Quartiere; denn der Zapfenstreich war schon verklungen. Durch die Gäßchen bummelten noch verloren die Pärchen. Es hing noch die Nacht zwischen den Bäumen, als draußen Trompetensignale laut wurden. Der Soldat, mit dem ich oben in der kleinen Kammer schlief, sprang aus den Rissen, sah auf die Uhr und meinte noch verschlafen und tösig: „Um 4 Uhr, ich dachte mir's doch, daß sie uns so früh rauswerfen.“ Von überall her drangen die Wehrufe durch den dunklen Morgen. Auf den Straßen rannten die Unteroffiziere mit ihren Drällerpfeifen hin und her und klopfen gegen die Haustüren, daß auch ihre Männer wach wurden. Endlich war der ersehnte Tag gekommen. Der Kalender zeigte den 4. Oktober an. Die Stunde des Einmarsches rückte immer näher. Gegen 7 Uhr stand die Straße unten vom Bahnhof bis oben an den Grenzbaum voll von Fahrzeugen. Wagen hinter Wagen. Auf jedem 8 Männer, die Zeltbahnen über die Köpfe gezogen. Sie froren. Es piffte ein scharfer Morgenwind und Regen peitschte dazwischen. — „Durchladen!“ ertönte ein Kommando. Die Männer packten ihre Gewehre, und im Ru waren sie voll mit Patronen. Oben am Schlagbaum warteten schon seit 5 Uhr die Einwohner von Johanngeorgenstadt und Breitenbach. Die Kälte schnitt ihnen in Gesicht und Hände, und nasser Sturm fauchte über die Köpfe hinweg, aber keiner verließ seinen Platz. Ob Kind oder Großmutter, wenn sie auch ihre Füße kaum mehr am Leibe spürten, sie standen und froren, aber gehen wollten sie nicht. Der Einmarsch mußte doch beginnen; denn die Soldaten lauerten fahrbereit mit ihren Wagen vor dem Schlagbaum. Ein Blick auf die Uhr. Der Zeiger stand auf 5 Minuten vor 8 Uhr. Nur noch kurze Minuten, dann war er da, der große Augenblick deutscher Geschichte. — Da schlug es vom Turm. Der Schlagbaum wurde hochgezogen. Der Führer der Leibstandarte, Sepp Dietrich, trat vor und sprach knappe, markante Sätze. Dann gab er Befehl zum Einmarsch. Heller Glockenjubiläum fiel ein in die Heilrufe der stürmisch rufenden Menschen, und oben am Waldrand leuchtete das Bähnle und piffte, so laut es nur konnte. Lange Hakenkreuzfahnen grüßten wehend herab vom grünen Hang am Wald, und unter den Klängen siegtündender Marschmusik überschritt das Freikorps die Grenze. Als SA-Männer unter dem Stahlhelm mit Karabiner trugen sie die Fahne des Dritten Reiches hinein in ihr befreites Land. Jubel über Jubel. Die Arme flogen immer wieder hoch, und viele Tränen rannen über die Wangen. Dies war der Tag der Freiheit, um die sie 20 Jahre lang gekämpft und geklütet hatten. Nach dem Freikorps rollten drei Panzerwagen mitten durch die dicken Zementblöcke des tschechischen Schlagbaumes. Ihnen folgten unaufhörlich die Fahrzeuge mit der Besatzung, der Munition und der Bagage. Die Sehnsucht der Soldaten war endlich auch er-



Spätherbst

Nu is de Winter nimmer weit, waq is de schönste Zeit,
Kraut, Ardeppeln sei schie rei, mr hört bluß mol en Aufferchrei.

De Bugeln, die sei fortgezogn, dan wursch bei uns ze kaff,
's gibt fä Beer un Schwamme mehr, ganz verlassen sticht de Wald.

De Raam, die stiehe naked do, fä Blaatel Laab mehr dra,
De Wind, dar heist sei schaurig Lied, mr kriecht an Usen na.

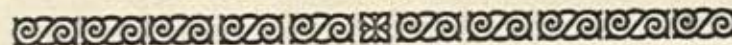
De Falder sei rä ogeleert, die sah nu eiseegraa,
Trübsalig hucken überol de Duhln un aa de Krah.

Die arme Viecher dauern en, se hobn net viel in Mogn,
Wie traurig hört sich 's Krachzn aa, als wöllten se mir'ich sogn.

De Sonn' gefällt's aa gar net mehr, drüm hol se sich verstedt,
Mit en ganz dicken Wollensbett hot sie sich zugedeckt.

Doch durch die trüb'n Nabelstog, do lächt doch e haller Schei,
Sei wieder mol paar Wochen üm, dann läßt's de Weihnacht ei.

Martha Liebsher, Schönfeld/Schopauatal Nr. 45.



hen rannten die Unteroffiziere mit ihren Drällerpfeifen hin und her und klopfen gegen die Haustüren, daß auch ihre Männer wach würden. Endlich war der ersehnte Tag gekommen. Der Kalender zeigte den 4. Oktober an. Die Stunde des Einmarsches rückte immer näher. Gegen 7 Uhr stand die Straße unten vom Bahnhof bis oben an den Grenzbaum voll von Fahrzeugen. Wagen hinter Wagen. Auf jedem 8 Männer, die Zeltbahnen über die Köpfe gezogen. Sie froren. Es piffte ein scharfer Morgenwind und Regen peitschte dazwischen. — „Durchladen!“ ertönte ein Kommando. Die Männer packten ihre Gewehre, und im Ru waren sie voll mit Patronen. Oben am Schlagbaum warteten schon seit 5 Uhr die Einwohner von Johanngeorgenstadt und Breitenbach. Die Kälte schnitt ihnen in Gesicht und Hände, und nasser Sturm fauchte über die Köpfe hinweg, aber keiner verließ seinen Platz. Ob Kind oder Großmutter, wenn sie auch ihre Füße kaum mehr am Leibe spürten, sie standen und froren, aber gehen wollten sie nicht. Der Einmarsch mußte doch beginnen; denn die Soldaten lauerten fahrbereit mit ihren Wagen vor dem Schlagbaum. Ein Blick auf die Uhr. Der Zeiger stand auf 5 Minuten vor 8 Uhr. Nur noch kurze Minuten, dann war er da, der große Augenblick deutscher Geschichte. — Da schlug es vom Turm. Der Schlagbaum wurde hochgezogen. Der Führer der Leibstandarte, Sepp Dietrich, trat vor und sprach knappe, markante Sätze. Dann gab er Befehl zum Einmarsch. Heller Glockenjubiläum fiel ein in die Heilrufe der stürmisch rufenden Menschen, und oben am Waldrand leuchtete das Bähnle und piffte, so laut es nur konnte. Lange Hakenkreuzfahnen grüßten wehend herab vom grünen Hang am Wald, und unter den Klängen siegtündender Marschmusik überschritt das Freikorps die Grenze. Als SA-Männer unter dem Stahlhelm mit Karabiner trugen sie die Fahne des Dritten Reiches hinein in ihr befreites Land. Jubel über Jubel. Die Arme flogen immer wieder hoch, und viele Tränen rannen über die Wangen. Dies war der Tag der Freiheit, um die sie 20 Jahre lang gekämpft und geklütet hatten. Nach dem Freikorps rollten drei Panzerwagen mitten durch die dicken Zementblöcke des tschechischen Schlagbaumes. Ihnen folgten unaufhörlich die Fahrzeuge mit der Besatzung, der Munition und der Bagage. Die Sehnsucht der Soldaten war endlich auch er-

fällt. Diese Stunden werden sie nie mehr vergessen. — Schwere Geschütze ratterten vorbei. Hunderte von Tanks wälzten heran, und schmucke Kerle in Schwarz grüßten von ihnen herunter. Der Leibstandarte schlossen sich die Truppen der Wehrmacht an. Die graue Schlange aus Eisen und Stahl war endlos lang. Viele Stunden vergingen, bis die letzten unter Jubelschreien hinüber waren. „Mit hinüber!“ hieß die Parole des Tages.

So stürmten wir mit hinüber, und unsere Herzen überschlugen sich fast vor Stolz und Glück. Der Boden unter unseren Füßen gehörte nun uns, und wir waren Herren dieses Landes. — Die Dreckshäute riß uns in ihren Bann. Hier mußte der Tag gefeiert werden. Drin dampften wieder die großen Kessel. Die Ziehharmonika spielte auf, und die Bierkrüge gingen von Hand zu Hand. Etwas Großes sollten wir noch erleben. Der Führer hatte seine Fahrt über Johannegeorgenstadt angekündigt. Stunde um Stunde verstrich. Draußen ratterten noch immer im strömenden Regen die Wagentkolonnen der Pioniere und der Luftwaffe vorüber. Ich wollte heute noch weiter ins Land und machte mich sofort auf den Weg nach Platten, der alten Bergstadt. Die Straße war vom Dauerregen zerweicht und von Hunderten von Fahrzeugen arg zerfurcht. Rebel hing in den hohen Kronen der Fichten, die zu beiden Seiten der Talstraße an steilen, felsigen Hängen ihre knorrigen Wurzeln hineingetrieben hatten. Kristallhelles Bergwasser sprang über die bemooften Steine im tiefen Bachtal rechts der Straße. Wohl hundert Schritte vor mir liefen zwei Frauen, von denen eine den Kinderwagen schob. Die andere schleppte an jeder Hand einen Koffer. Als ich sie eingeholt hatte, fragte ich sie nach ihrem Wegziel. „Wir woll'n zur Platt“, meinte die junge Frau, die Mutter eines niedlichen Vorkindes, der neugierig aus den Rissen hervorsah. Sie waren geküßt und wollten heim zu den Eltern. Ich nahm die Koffer ab und mußte mir Mühe geben, mit der jungen, schlanken Frau Schritt zu halten. Nicht schnell genug konnte sie nach Hause kommen. Ihrer Wohnung, ihren Eltern und Geschwistern, wie mag es denen ergangen sein! Das war ihre größte Sorge. Sie erzählte unterwegs von ihrer Flucht, von der herzlichen Aufnahme im Reich und von den Sorgen, die sie quälten, wenn sie an ihre zurückgebliebenen Eltern dachte. Immer wieder lächelte sie ihrem Bub zu und erzählte ihm vom Großpapa. Was der wohl sagen würde, wenn er seinen Helmi wieder hätte! — Rechts und links der Straße lagen wüst durcheinander mächtige Fichtenstämme von über einem halben Meter Durchmesser. Die Tischehen hatten sie umgestürzt und als Hindernisse über den Weg stürzen lassen. Haufen von wuchtigen Steinblöcken lagen feilsch im Graben aufgetürmt, die von unseren Soldaten noch vor dem Einmarsch beiseite geräumt waren. Wir kamen unserem Ziele näher. Am Wege trafen wir Soldaten an, die ein schweres Fahrzeug aus dem verschlammten Straßengraben herauszschleppten. Nicht weit davon stand ein anderes im Morast festgefahren. Die ersten Häuser von Platten wurden sichtbar. Schwindend schoben wir den Kinderwagen den Berg hinan. Aus den Fenstern guckten die Bürger, grüßten und wechselten kurze Worte mit uns. Vor einem sauberen Häufel machten wir halt. Die junge Frau ging durch die Haustür voraus, und schon erschien auf den Stufen die Großmutter und hielt sich die Schürze vor die Augen. Ein älterer Mann mit hochgedrehtem Schnurrbart, die Pfeife im Munde, sah gleich am Wagen an, und wir hoben ihn die Stufen hinauf. Freude über Freude, Glück über Glück und Tränen über Tränen. Sie lagen sich lange in den Armen, und der zottige

Terrier sprang wie toll um den kleinen Bub herum. Nun war sein Spielgefährte wieder da. Frage auf Frage und Antwort um Antwort, Wochen lagen dazwischen. Schwere, bittere Wochen. So dauerte das Erzählen an bis lange nach dem Kaffeetrinken. Ich verabschiedete mich von den Forsthegerleuten, die mich so gastlich aufgenommen hatten, um mir im Ort einige Postkarten und etwas zum

Rauchen zu holen. Im „Blauen Stern“ lehrte ich ein. Hier saß die Johannegeorgenstädter SA bei einem Topf guten Bieres. Sie war eben aus Auertham zurückmarschiert, noch naß bis auf den Leib, aber trotzdem in bester Stimmung. Dann lief ich von Laden zu Laden. Zigaretten aber bekam ich nicht eine. Alles hatten die Tischehen weggeschleppt. Auf dem Kirchplatz traf ich den katholischen Geistlichen, sprach kurze Zeit mit ihm über die Bedeutung dieses Tages und kam auf die dringende religiöse Glaubenseinigung aller Deutschen zu sprechen. Er hörte mich ruhig an und äußerte, zwar bescheiden und wenig überzeugt, daß dies auch sein Wunsch sei. — Es war noch hell am Tage. Schnell entschloß ich mich, den Plattenberg zu besteigen. Ueber das freie Feld segte wild der Herbststurm. Ein Flieger kreiste tief über der Bergstadt. Er brachte wohl Grüße vom Luftfahrtministerium! — Weitspurig stieg ich den steinigen Weg hinauf. Schweiß dampfte unter Jacke und Mantel. Ich mußte ellen, da die Sonne schon tief stand; denn gute Sicht wollte ich noch haben. Im Gastzimmer gähnte öde Leere. Freudig erwiderte der Wirt meinen Gruß. „Gott sei gedankt, dö's mr endlich „Heil Hitler!“ rufen könne. Dö's warn sei Zeiten!“ und er erzählte, was sie dort oben hatten aushalten müssen in den Tagen des Terrors. Um die Turmspitze sauchte roh der Bergwind. Die Scheiben klirrten. Ueber den Waldtälern schwebten dünne, weiße Nebelschleier. Rot leuchtete es hinter dem dunklen Ramm des Auerberges auf. Krieg, Feuer und Brand, so konnte man es deuten. Nein, nicht die Brandfackel des Krieges war einfach. Abendröte über dem Heimatland kündete das Hinscheiden eines großen Tages, und unser Anton Günther kam mir in den Sinn: „De Sonn steigt hinnern Wald drübn



Das Zeisele vom Zillertal

Liebesroman aus Tirol von Max Kammerlander

Das „Zeisele“ ist ein herzliches Dirndl, aufgewachsen unter dem klarblauen Tiroler Firnenhimmel. Der Jager Seppl, ein Bursch keck und stark, wie es weiltum keinen gibt, ertappt es bei einem Wilddiebstahl und möchte es fangen. Aber es fliegt ihm davon, obgleich er es schon in den Armen hat. Er hat überhaupt finstere Pech mit dem Dirndl. Mit einem Wilderer muß er auf Leben und Tod darum raufen. Muß dafür die Liebe der tapferen Kathl opfern. Einmal fällt es ihm sogar mitten in die Arme und er kann es trotzdem nicht halten. Ja, zum Schluß muß er noch mit seinem Jagdherrn, dem „Amerikaner“, Scheibenschießen darum. Wobei er natürlich so sehr an das verfluchte Zeisele denkt, daß er danebenknallt. Schließlich... aber das muß man lesen, denn dazu ist diese fröhliche und doch zu Herzen gehende Geschichte ja geschrieben!

(Mit dem Abdruck des vorstehend kurz geschilderten Romans beginnen wir demnächst in den „Erzgebirgischen Heimatblättern“.)

nei, besamt de Wolkn rut, ... 's is Feierobnd, 's is Feierobnd ... ganz sachte schleicht de Nacht.“ Der das Lied erkannte und so oft sang, ihn deckt schon lange die Erde zu. Er sollte den Freiheitstag seiner Heimat nicht mehr erleben. Aber seine Liebe zur Heimat lebt in uns fort. — Sinnend schweiften meine Blicke über die Bergeinsamkeit.

Die Glocken der Bergstadt riefen zum Dankgottesdienst. Vom alten Mütterchen bis zum kleinsten Pimpf strömte alles ins Gotteshaus. Auf dem Altarplatz sah man Vereine angetreten. Aus jeder Gruppe ragte die Fahne heraus. Das Schiff und die Emporen waren voll von andächtigen Hörern. Feierliche Stille lag über dem Raum. Nach dem Lobpreis und der Anbetung wandte sich der Prediger zur Gemeinde um und sprach über das Wort: „Undank ist der Welt Lohn“. — Stehend sang die Gemeinde: „Großer Gott, wir loben dich ...“ Wie mag es diesen Menschen ums Herz gewesen sein! Ergriffen und innerlich aufgewühlt verließ ich als letzter die Kirche. Alle Häuser erstrahlten im Kerzenlicht. Vom Turm herab fielen abgerissene Klänge von Posaunen. — Zu Dritt machten wir uns auf den Weg. Zwei Frauen hatten sich mir angeschlossen, die auch nach Johannegeorgenstadt zurückwollten. Allein zu gehen durch die dunkle Einsamkeit hatten sie keinen Mut. Frohgestimmt schritten wir die Talstraße hinab durch nächtlichen Wald. — Ein erlebnisreicher Tag ging zu Ende. Wir drückten uns die Hände und wünschten uns eine gute Nacht. Kurt Ebert, Jena.



Blumenengelchen

Die grüne Himmelswiese

Eine wunderschöne Bastei für die Adventszeit



Sitzendes Englein



Die Englein mit kurzen Kleidchen behalten entweder ein ganz weißes Gewand, oder die feinen Muster werden mit spitzem Pinsel dünn aufgetupft

Ihr alle kennt den Adventskranz, dessen Lichter man in den Wochen vor Weihnachten anzündet. Auch die roten Adventsrosen aus Glasern wird mancher schon gesehen haben. Heute wollen wir nun einmal etwas ganz Neues machen, aber unsere Arbeit muß jetzt schon vorbereitet werden, damit sie in den ersten Dezemberwochen dann fertig ist. Die grüne Himmelswiese ist sehr stimmungsvoll und farbensön, und das Beste an ihr ist, daß wir sie uns ganz allein herstellen können.

Wer keine flache Kiste zur Hand hat, zimmert sie sich aus alten Brettern zusammen. Aber denkt daran, daß es so eine Art Blumenkasten werden soll, das heißt, ihr müßt in den Boden einige Löcher bohren, aus denen das überschüssige Wasser nach dem Begießen ablaufen kann. Nun wird gute Erde locker in den Kasten getan und Grasamen ausgesät. Wenn ihr den Samen richtig festgeklopft habt, legt ihr eine Glasscheibe über das neue Beet und stellt das Ganze an einen sonnigen Fensterplatz. Täglich müßt ihr ein wenig begießen.

In drei Wochen etwa kommen die grünen Salme aus der Erde. Wenn sie einige Zentimeter gewachsen sind, schneidet ihr die Spitzen mit einer Schere ab, damit der Rasen überall gleich hoch ist. Es dürfen keine Löcher in unserer Wiese sein, darum recht dicht und gleichmäßig säen.

Inzwischen hat die Pappschere oder die Laubsäge Arbeit. Ihr übertragt die Vorlagen der Englein mit Blaubavier auf starke Pappe oder leichtes Holz und schneidet sie vorsichtig aus. Die einfachen Linien lassen sich dann leicht nachzeichnen und bunt bemalen.

Die Engelskleidchen bleiben am wirkungsvollsten ganz weiß, nur das ganz leichte Muster wird blau oder rot aufgetupft. Dafür bekommen alle Köpfe goldgelbe Haare und zart getönte Gesichtchen. Nur der Himmelsmutter geben wir ein kräftigblaues, schön gelbverbräuntes Gewand.

An den Adventssonntagen stellt ihr nun ringsherum kleine Lichter in den Sand und zündet sie an. Vorher habt ihr die Himmelsmutter und die Englein in netten, kleinen Gruben über die Wiese verteilt. Nicht zu dicht, damit unser Aufbau nicht überladen aussieht. Wenn jetzt das junge, frische Grün im Lichterglanz erstrahlt, so ist das in den Tagen, wo draußen schon alles dürr und kahl ist, besonders schön und feierlich. Ihr werdet sehen, daß ihr mit der grünen Himmelswiese allen im Hause eine besondere Freude macht und auch ihr selbst werdet Feiertagsstimmung dabei empfinden.

Nach den verschiedenen Vorlagen kann sich jeder aussuchen, was ihm am besten gefällt

Die punktierten Stellen werden gelb, damit sie wie Goldstickerei aussehen



Der Himmel'ster geben wir ein kräftigblaues Gewand. Das Unterkleid bleibt weiß oder wird leicht hellrot



Um die fertige Himmelswiese brennen an den Adventssonntagen die Lichter. Das frische junge Grün sieht strahlend und feierlich aus

Warum der Schorsch Christbaamelgegner war

Von Walter Schimm, Chemnitz.

Wenn mir ne Sprager-Schorch ärgern wollt, brauchet mir nâr en Christbaamelstrett azeffange odr su vir sich hie ze finge „O Tannenbaum...“ Do wur ar feierut im Gesicht, blinzelte mit de Wagn un zischet giftig durch sei Zählid: „Du last mir ne Buckel nunner rishn, Pfeisfopp, grüßer!“ Worüm odr dr Schorsch su schlacht of en Christbaam ze streitn war, hatt en tiefern Grund. Un wâr salt dr Schorsch of'n Singvereinsball net e bissel agedreht gewasen, hätt ar sei Erlabnis an dr Tafel net zen Bestn gahn, doß iech's nooch Gahrn emol auffeichn la.

„Also“, saht dr Sprager-Schorch, „is war mei erstes Ehestandsweihnacht, iech hatt' mir ben Zweigel-Paul e Tann rausgesucht, die gewachsen war wie e Pfeisnröhrl. E Kistel wie's annere, ubn war e Zweigel dra, wie geschnit, äsch e Prachtbaamel. Nischt war dra auszefehn. Nâr dr Paul hatt en Preis agefekt, dan ne selbst dr Bürgermeister net gegahn hätt. Iech bie nu in dan huchn Schnee um dan Baamel rüm un nimm gefiegn un wollt ne Paul zun Preisrunner giehe bewegn, odr is war nischt ze machn. „Dos ka iech net gahn, Paul, mög' is Baamel stiehe bleibn, überleg dir'sch noch emol, wenn iech heite obnd aus'n Geschäft komm, frog iech noch emol nooch!“, su hatt iech mich von Paul ze mittig verobschied't un bie a gelei nooch'n Feierobnd wieder ze dan Baamelverkäufer hie. Fröh war iech, wie dos Prachtbaamel noch stand, odr vom Paul drfuhr iech, doß's verstaft war. „Ja“, saht dr Paul, „wenn iech lauter sette Christbaamle hätt, brauchet iech morgn men Boden nimmer aufjemachn, die ginne wag wie warme Sammeln, dos könnt'r gelabn!“ Do padet mich de But un hob ne Paul agefchriern: „Nu für dan Preis dan de heite ze mittig agefekt hattst, hot ne dar Käufer bestimmt net genomme!“ „Un kenn Pfennig billiger hot dar ne kriegt!“ triumphet dr Paul auf. „Nu, Paul“, saht iech wieder ruhiger drauf, „mir wâr a noch äinig worn.“ Do hotet dr Verkäufer ei un mähnet: „s is net mei Art, mei Lieber, aber weil mir uns ze gut kenne, mach mir abn emol en klenn Schmutz un du nimmst de Tann für dos Gald miet; mit dan annern war iech schie äinig warn!“ Dos war ne Red un iech bie draufgepuppt un hob dos Baamel für 8 Mark gekaapt. Stolz wie e Rutschpaar bie iech dr Stroß mit men Baamel hinner un drhâm nei. Ach, un mei Fraa hot sich gefrät wie e klânes Kind. Un wie se mich frug, wos dos Baamel kostn rât, hob iech zwâ Mark weniger gefaht, un trogham war se noch wie aus de Wolken gefallen. Do hot mir odr mei Fraa ne Mark geblofen. Drei Stück wollt se für dan Gald ehâmbränge, saht se, un all mei Widerred tam gar net zun Auftraffen, su hot mei „Geld“ gewattert. Am End hob iech nâr noch gefaht, se soll sich in Zukunft ne Weihnachtsbaam fahbericht hûn, wos se a bis heite immer gemacht hot, un iech muß sogn, su en teiern Baam hot se a net eingekaapt.“ Do dr Schorsch nooch'n Bierlappel langet un dan Appeteken-Christbaam, wie ne sei Fraa getaapt hatt, begiehn tat, mähnet dr Seilich-Kurt: „Desdrwagn bist du, Schorsch, su giftig of de Christbaamle gesinnt, nu, dos is doch fâ Grund drzu; iech dacht se hätten diech ben Dfsaam im Wald drwisch!“ „Alle Mahrgruß“, blofet ne dr Schorsch a, „hob iechs dâ nutwennig, mir mei Baamel ze mopfen? Nâ, die Geschichte gieht noch weiter, un is Sch'nnste kimmt erst noch.“

Am Tisch trot wieder Ruh ei un dr Schorsch dröhlet weiter: „Am de Feiertagsrâd net ze verderbn, hob iach meiner Fraa weis-

gemacht, doß dr Baam nâr en Taler gekost't hätt, un iech nâr mol hörn wollt, wos se drzu sogn tât. Mir wurn wieder äinig un hobn nu durchberoten, wos alles ze dan Baam noch gekaapt warn müßt. Am annern Tog hot mei Fraa ben Rôhrn-Wenzl en settn Stander für'n Christbaam gehult un obnds hatt iech mei siebe Rut, dan Stamm mit'n Küchenmesser su weit zeracht ze schnihn, doß ar nei in dan Stander passet. Wie's nu in en gunge Eh'stand is: Nu hatt mer wieder fâ Christbaamelzeig, un mit paar Schachteln Glosbommen war bel su en gruhn Baam nisch gemacht. Do kam iech of dan Ei'fall, dan Baam mit Gips weiß ze machn un nâr Engelshaar draufgehänge. Am Tog vir'n Heilignobnd wollt merich, mei Fraa war ganz Feier un Flamm drfür, mitenanner machen. Na, dan Obnd war iech in men Tann net vergassen. Wie iech von dr Arbeit kam, war mei Fraa net drhâm, wie's in dr Weihnachtszeit is, überol sei de Läden vollgestoppt voll Leit, un su kam mei Fraa ageland't, wie iech schie über dr schônsten Christbaamweihnacherei bie. Wenn mir abn gung is un sich nisch überlegt, machi mir sette Schnitser; Ueberlegt eich mol, unten hat mir's Walschhaus, wu iech die Weihnacherei hätt fein ausfûhrn kenne, iech odr hob in dr fig un fertign saubern Rûch' mei Experiment gemacht. Un wie dos ausgefahe hot, dos könnt ihr eich wuhl virstellen. Odr wos mir do mei Fraa aufgepaßt hot, dos gieht of lärer Rûchhaut. Dr Nacht halb zwâe bie iech ze Bett, hunds müd von dan Stubndelwaschen, die ewig dos weiße Gipsmahl net fahrn lassen wollt. Ober meine Fraa war a noch auf, die tzt wieder hein un gammern über men U'ferstand. Mit dan Gedanken, dos könne schlene Feiertog warn, bie iech eingeschlofn. Re Morgn drauf bie iech quetschvoergnügt aufgestanden un hob mer nisch wagn dan Krach merkn lassen. Am Heiligobndtog will mer doch fâ Biesigtât. Un mei Fraa un iech sei an dan Morgn a ganz schie wieder in Beschid gekomme, un hobn uns über dan beschneitn Christbaamel, dar zwar noch net richtig trocken — odr nisch meh' runnerfalln fleß, gefrât. Ze mittig, wie iech aus'n Geschäft ehâm kam, standn de Linsen of'n Tisch un is Wffen konnt lusgiehe. Odr's wollt net richtig schmecken. Iech war ewing verstimmt, iech hatt mir namlich paar Mark Gald als „Heilign-Christ“ eigeblid't, hatt odr nâr e Kistel Zigarrn von men Chef gekriegt. Un in dare Stimmung dreinei fängt mei Fraa a: „Harrschtes, dr Baam kimmt sei nimm in dr guten Stub'!“ un iech joog drauf: „Nâ, dar blâbt in dr Rûch, iech will ne immer vir de Wagn hobn! Wos soll dar Baam in dr gutn Stub'?“ Nu gings rüber un nûber. „Dar Baam kimmt in dr gutn Stub'!“ fordert mei Fraa, iech wieder trumpfet auf: „Un dr Baam blâbt do!“ Alle beede sei mer drbei in Woll geroten. Bei mir odr brannets gelei ubn naus: Is Fenster aufreißn, vir Gift hob iech gar net an de Doppelfenster gedacht, ne Baam drwisch un — bruch, drmet naus ins Freie nunner in Huf, war eens.

Nu war de Butter braun. Mei Fraa is nimm in dr Stub geküchelt un hot sich agezugn un is drauf ehâm ze ihre Leit. Un iech, iech hob de Verrückigtât erst ewing verrackn lofn, hob drauf de zwâ Doppelfensterflügel ausgehûn un bie zun Glosfer, dar mir's ze Gefallen tat un bie zwâ Scheibn el'zug. Nocher's bie iech wieder ehâm, hob de Fenster eigehängt, hob ne Baam wieder reihgêhnt un bie gegn Obnd a ehâm, aber ze meine Leit. Nu könnt'r drüber denken wie'r wollt, wenn iech of de Baamle su schlacht ze sprachn bie. Iech of jedn Fall dent mit Schraadn an men erstn Christbaam un an mei mieses erstes Weihnachtsfest im Eh'stand.“



Indianische Kulturstätte in Radebeul 10 Jahre alt.

Als am 1. Dez. 1928 in einem Anbau an das Wildwest-Blockhaus das Karl-May-Museum eröffnet wurde, konnte man nicht ahnen, daß diese einzigartige Erinnerungsstätte an den roten Mann und seine Kultur einen ständig wachsenden Zustrom von Besuchern aus nah und fern erzähret. Die ursprünglich vorgesehene Raumfläche mußte inzwischen durch einen weiteren Anbau wesentlich erweitert werden, so daß diese Schau neben den unzähligen Dingen des Alltags des nordamerikanischen Indianers, seinen Kleidern, Kriegs- und Jagdgeräten, den Tabakspfeifen aus heiligem Ton, den echten Skulpten und tausend anderen Gegenständen auch eine Anzahl lebensgroßer Gestalten der einzelnen Indianerstämme vor Augen führt. In vollem Schmud stehen da u. a. ein Apatschentrieger, ein Sioux-Häuptling, ein Iroteser, Romantische, Tlingit-Schamane, sowie eine Schwarzhäutindianerin. Besondere Bewunderung erregt die vor kurzem eingerichtete Diorama-Schau „Heimkehr von der Schlacht“, deren Hintergrund ein Gemälde von Prof. Elf Eber-München ausfüllt. Forscher und Kenner der Indianer Nordamerikas haben ihre Freude an den seltenen Sammelstücken und teilweise vollständigen Belegen der berühmten Indianerschlacht am Little Bighorn im Jahr 1876, deren Endkampf in seiner grausigen Wirklichkeit ein eindrucksvolles Großgemälde vom gleichen Künstler darstellt. Alles in allem trägt das Karl-May-Museum dazu bei, die Welt des roten Mannes wie sie einst war, für alle Zukunft festzuhalten, und Radebeul, die schöne Nachbarstadt Dresdens, kann stolz auf diese einzigartige Kulturstätte sein.



Bilder von der Weihnachtschau in Schneeberg



Wir sagten es dieser Tage schon: die Schnitzer und Basiler sind recht sonderliche Leute. Das ganze Jahr über arbeiten und werken sie. Da wird geschnitzt und gebastelt, und sie sind nicht gerade hocherfreut, wenn man sie bei ihrer Arbeit stört. Wenn aber die ersten Kerzen aufleuchten, wenn es auf Weihnachten zugeht, der erste „Dangelduft“ des harzfrischen Weihnachtsbaumes wahrzunehmen ist, dann ist auch bei unseren Schnitzern und Basilern frohe Zeit. Dann leben sie förmlich auf, werden gesprächiger, lustiger: Weihnachten kommt und mit ihm das Glück, das unsagbare Glück, all die schwere und mühsame Arbeit eines ganzen Jahres der staunenden Mitwelt zeigen zu können, und sei es dem Nachbar, oder dem „Gung“,

der aus der Fremde zu Weihnachten heimkommt. — In Schneeberg haben diesmal unsere Schnitzer ihre Arbeiten ausgestellt und es war wie ein Blick in eine herrliche Märchenstadt, den man hatte, als man bei Einbruch der Dunkelheit die auf dem Berge liegende Stadt Schneeberg im Glanz seiner festlichen Beleuchtung sah. Gleich glitzernden Perlenketten zogen sich von Fenstersims zu Fenstersims die Leuchtketten der Illuminationslampchen, dazwischen die brennenden Weihnachtsbäume, als Symbole ewig werdenden Lebens, ferner die Lichtträger der Heimat, Engel und Bergmänner, mit ihren Kerzen. Schneeberg prangte im Weihnachtsglanz am Tage der Eröffnung der Weihnachtschau. Viele hohe Gäste, u. a. die Schwester unseres Führers, Frau Hammitzsch, sowie die Mutter des Stellw. des Führers, Frau Heß aus Alexandrien, waren mit anwesend. Friedrich Emil Krauß eröffnete die Schau und übergab sie dem Schirmherr dieser Ausstellung, Reichsstatthalter M u t s c h m a n n.



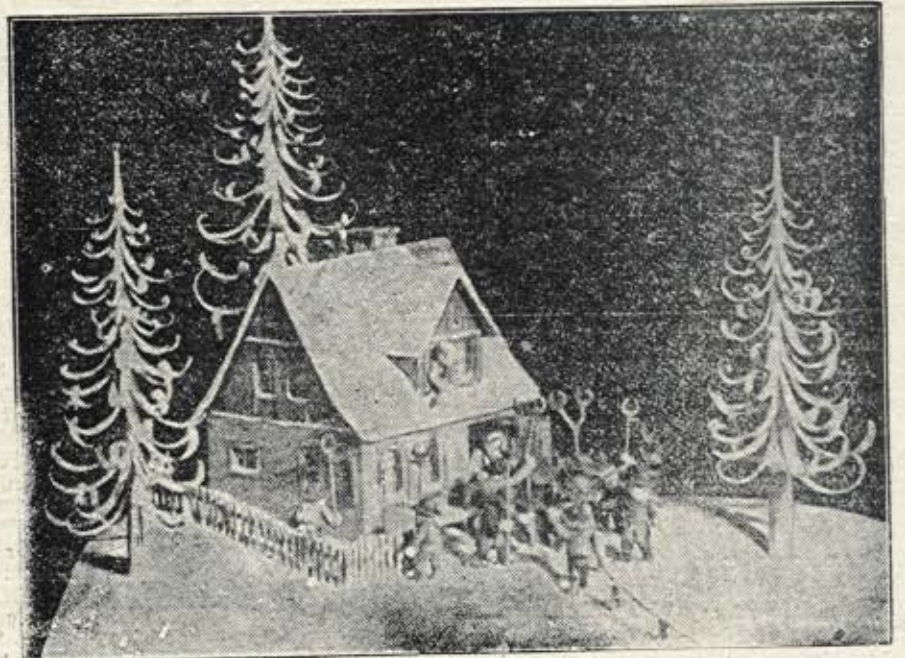
Bergmänner, von Hermann Frank, Griebach
(der beste Bergmannschnitzer).



Schneeberger Bergkrippe, von H. Böhm,
Schneeberg.



Kuh der Ofenbank, von W. Hambeck, Löbnitz.



(4 Presse-Photo: Casper-Dresden.)

Rudensingen, von Haack.